

deckte ich eine Ebene, die mir verheißungsvoll erschien. Unser Vorwärtskommen war nie so leicht gewesen wie jetzt, da das Gelände übersichtlicher wurde.

Wir kamen an einen großen Sumpf, der uns zu einem Umweg zwang, bei dem uns das Schicksal den letzten und entscheidenden Schlag zufügte. Gallay trat auf eine riesige Anakonda, die ihn sofort umschlang. Diesmal griffen wir, Gott sei Dank, sofort zu und rissen die schweren Muskeln der Schlange von seinem gelähmten Körper los. Das Tier tauchte sofort im Wasser unter und verschwand . . . aber unser Freund hatte den Verstand verloren. Selbst als wir ihn sicher zwischen uns in die Wurzeln eines großen Baumes gebettet hatten, ließ sein durch Sumpffieber verschlimmter Angstzustand nicht nach. Viele Tage haben wir ihn dort gepflegt. Er ließ sich lenken wie ein krankes Kind. Nach Verlauf einer Woche erreichten wir einen Hügel, von dessen Baumgipfeln ich in eine Ebene blicken konnte und unter heißen Schlägen meines Herzens einen dunklen Streifen erkannte — eine Eisenbahnlinie.

Im nächsten Augenblick war ich unten und tanzte vor Freude mit Abbémon. Wir wurden ungeduldig, lachten und scherzten wie Schuljungen, Tränen liefen uns über die Wangen. Doch Gallay unterbrach diese Freude und sagte mit schwerer Stimme: „Meine beiden Freunde, hört mir genau zu und unterbrecht mich nicht. Letzte Nacht ist das Fieber wiedergekommen, ich kann nicht mehr. Ihr dürft nicht mehr auf mich warten, ich habe euch schon zu lange zurückgehalten. Tadelt mich, bitte, nicht, ich will euch . . . Lebewohl sagen. Lebt wohl, meine Freunde!“ Er streckte beide Hände aus, sein Gesicht erbleichte, und dann brach er zusammen. Noch zwei furchtbare Tage litt unser Freund, am Abend des dritten Tages starb er. Kurz vor seinem Tod blickte er uns bei vollem Bewußtsein aus seinen blauen

Augen noch einmal lächelnd an. Wir hatten noch Zeit, ihn zu küssen, dann war es vorbei.

In der schweigenden Nacht saßen wir wortlos neben unserem toten Freund, dem wir ein Grab gegraben hatten. All unsere Begeisterung war dahin. Mit bleiernen Füßen schleppten wir uns vorwärts. Abbémon erschien mir plötzlich um Jahre gealtert. Aechzend folgte er mir, und ich hatte das Gefühl, daß ich ihn bei der leisesten Berührung zu Fall bringen könnte, von dem er nicht wieder aufstehen würde. Am Spätnachmittag sprach ich zu ihm und wandte mich um, da ich keine Antwort erhielt. Er stand von mir abgewandt im Schatten eines Baumes und schien nichts gehört zu haben. Dann ging ich zu ihm. Er sah mich an und sagte: „Pierre, es tut mir leid, aber du mußt allein weitergehen. Ich muß — zu meinem Freund auf den Hügel zurück.“ Plötzlich lief er davon.

Einen Augenblick lang war ich sprachlos vor Entsetzen, dann rief ich und eilte hinter ihm her. Aber ich hörte nur noch Zweige knacken und brach, als die Dämmerung hereinkam, in verzweifelter Erschöpfung zusammen. Nachts rief ich seinen Namen, aber nichts antwortete als das unheimliche Schweigen der Nacht. Als ich erwachte, stand die Sonne hoch am Himmel, und ich wußte, daß ich meinen Freund nie wiederfinden würde. —

Ich bin dann noch einmal auf den Baum geklettert, sah die Eisenbahn schon näher und entdeckte ein weißes Haus. Dort nahm mich eine freundliche schwarze Frau auf, vergab mir meine Nacktheit, meinen mit Schwären bedeckten Körper und hatte Mitleid mit den tiefen Höhlen in meinen Wangen. Drei Wochen hat sie mich durch Fieber und Delirien, in denen ich Gallays Gedichte deklamiert habe, gepflegt. Sie gab mir Kleidung und half mir Arbeit finden . . .

*Aus dem Englischen übertragen
von Kurt Fiedler.*